

Eine Briefedition, die zum quellenmäßigen Nachvollzug solch dramatischer Ereignisse dienen soll, hätte hier mehr inhaltliche Sensibilität verdient. Wie auch die Kommentierung nirgends durchblicken lässt, dass Aby Warburg allein schon über seinen Bruder Max, der bei Kriegsende in engster Tuchfühlung mit Spitzen der Reichspolitik stand, viel tiefere Einblicke in die düstere Lage besaß als Boll. Nur so dürfte sich die auffällige Zurückhaltung erklären, mit der er die vergleichsweise unbedarften Lagebeurteilungen Bolls unkommentiert stehen lässt. Dies gilt selbst dort, wo dieser Anfang 1917 seine patriotische Hoffnung auf den Beginn des unbeschränkten U-Boot-Kriegs zu gründen scheint (S. 186f.), der doch in den Augen von Max Warburg eine regelrecht suizidale Fehlentscheidung darstellte!

Das Nachwort Gelhards enthält neben nützlichen biografischen Informationen zu den Korrespondenten und hilfreichen Erläuterungen der intrikaten astrologischen Materie eine knappe Synopsis des Briefwechsels. Einige Thesen zu Werk und Wirken Aby Warburgs werden weitgehend ohne Rekurs auf die bestehende Forschung entwickelt und dürften keinen ungeteilten Zuspruch finden. Namentlich der Deutung des 1925/26 entstandenen Institutsneubaus in der Heilwigstraße 116 als Allusion an den Salomonischen Tempel in Jerusalem (S. 366–370) vermag sich zumindest der Rezensent nicht anzuschließen.

Rainer Donandt, Frankfurt am Main

Dorothee Gelhard und Thomas Roider (Hg.), Gertrud Bing im Warburg-Cassirer-Kreis. Mit dem Text ihrer Dissertation von 1921. Göttingen (Wallstein) 2024. 248 S., zahlr. Abb. (Wissenschaftler in Hamburg, Bd. 8), 29 EUR.

Der Kunst- und Kulturhistoriker Aby Warburg (1866–1929) hat die nach ihm benannte Kulturwissenschaftliche Bibliothek Warburg (KBW) an der Heilwigstraße 116 in Hamburg-Eppendorf 1925/26 erbauen lassen. Sie befindet sich seit Dezember 1933 in London, um vor dem Zugriff der Nationalsozialisten in Sicherheit zu sein, und wurde dort zum Warburg Institute (WI).

Aber Warburg war nie ganz weg aus Hamburg, und am damaligen Standort gibt es auf Initiative von Martin Warnke schon seit mehreren Jahrzehnten das Warburg Haus, ein internationales und interdisziplinäres Forum zur Klärung der Fragen, die den Gründer dieser Büchersammlung umgetrieben haben. Sie ist aber mehr als eine Sammlung, nämlich eine Denkmaschine, und dies nicht nur durch die genau betriebene Akquisition, sondern auch die spezielle Anordnung der Bücher. Er selbst hat 1927 diesen Schritt als einen „vom Arsenal zum Laboratorium“ bezeichnet, es ist „Warburgs Vision“, wie David Freedberg, einer der Direktoren des WI und also Warburgs Nachfolger, sagte.

Um diese Maschine anzuwerfen und in Betrieb zu halten, musste ein Kreis von Mitarbeitern versammelt werden. Sie waren Warburgs persönliche Angestellten, keine anonymen Beschäftigungsverhältnisse obwalteten hier. Um den Chef gab es einen inneren Kreis, zu dem der Wiener Kunsthistoriker Fritz Saxl (1890–1948) und die Hamburger Literaturwissenschaftlerin und Philosophin Gertrud Bing (1892–1964) gehörten. Sie war Warburgs Assistentin während seiner letzten fünf Lebensjahre.

Ursprünglich kam sie von dem Philosophen Ernst Cassirer (1874–1945), der Zweitgutachter ihrer Dissertation „Der Begriff des Notwendigen bei Lessing. Ein Beitrag zum geistesgeschichtlichen Problem Leibniz-Lessing“, mit der sie 1921 bei dem Germanisten Robert Petsch (1875–1945) promoviert wurde. Sie war eine der

ersten Doktorandinnen der neugegründeten Hamburger Universität. Heute könnte sie ein Vorbild für junge Wissenschaftlerinnen sein, wenn sie besser bekannt wäre. Dies zu tun, unternimmt der vorliegende Band.

Die Edition der Regensburger Komparatistin Dorothee Gelhard und ihres Mitarbeiters Thomas Roider widmet sich Bing und ihrer interdisziplinären Dissertation zu Lessing, die hier erstmals ediert wird. Sie stellt diesen in einen Zusammenhang mit der Philosophie von Leibniz als der der deutschen Aufklärung, bevor sie zur Klassik wurde. Ihr besonderes Interesse gilt „Emilia Galotti“ und „Nathan der Weise“, beides Dramen, in denen Religion, wenn auch in Transformation zur Vernunft, eine wichtige Rolle spielt. Und „Emilia Galotti“ ist auch ein Stück bürgerlich-weiblicher Emanzipation, wenngleich sie scheitert. Bings Schrift ergänzt Überlegungen Cassirers aus „Freiheit und Form. Studien zur deutschen Geistesgeschichte“ (Berlin 1916), die von der Renaissance und der Reformation bis zur klassischen deutschen Dichtung und Philosophie reichen, aber nur Lessings ästhetische Theoriebildung erklären.

Bing ist vor allem jene Figur, die Warburg und Cassirer zu einem Kreis schloss, aber auch eine in der Trias der KBW mit Warburg und Saxl. Das wird durch die Einleitung deutlich, in der Gelhard eine prägnante Darstellung ihres Lebenswegs und Ideenreichtums unternimmt. Bing war das dynamische Element von KBW und WI seit den späten 1920ern, der Italienreise mit Warburg. Dort lernte sie von ihm ein neues Sehen wie zuvor von Cassirer ein neues Denken. Den Schwung nahm sie nach London mit, davon zeugt ihre weitreichende Korrespondenz und ihr unermüdliches Engagement.

Sie sprach nicht nur mit Akademikern und Gelehrten, sondern auch mit allen an Warburg und seinen Ideen Interessierten wie etwa dem Künstler R. B. Kitaj (1932–2007), von dem das Bild „Warburg als Mänade“ (1961/62) in dem Band abgebildet ist und kommentiert wird (S. 48f.). Seine Entstehung verdankt sich lebhaften Gesprächen im Südlondoner Vorort Dulwich, wo die beiden Nachbarn waren. Kitaj berichtet davon sehr anschaulich in seinen Erinnerungen, die ein großartiges Bild von Bing zeichnen. Sie schlägt die Brücke zwischen den Generationen, so hatte sie es mit Warburg getan, und auch der italienische Historiker Carlo Ginzburg (*1939) berichtet anschaulich von ihrer Energie und Wissensfreude.

Von 1955 bis 1959 war Bing Direktorin des WI, bis heute die einzige Frau in dieser Position. In ihre Zeit fällt der Umzug an den Woburn Square, wo sich das WI heute und nun auch in räumlicher Nähe zum University College London (UCL) befindet. Erst durch sie ist Warburg in Englands Kapitale wirklich angekommen.

Ihr Vorhaben einer Warburgbiografie konnte sie nie verwirklichen, es gibt nur Fragmente davon, die aber ediert sind (vgl. Philippe Despoix und Martin Treml (Hg.), „Gertrud Bing, Fragments sur Aby Warburg / Fragmente über Aby Warburg. Documents originaux et leur traduction française, Paris [Éditions de l'INHA] 2020. Mit einem Vorwort von Carlo Ginzburg). Sie beinhalten sehr persönliche Erinnerungen und überliefern einige der erhelltendsten Aussprüche Warburgs wie den, er sei „Ebreo di sangue, Amburghese di cuore, d'anima Fiorentino“ (so im Original, also „Jude von der Abstammung, Hamburger vom Herzen, im Geist Florentiner“). Ähnliches ließe sich von Bing besagen, ergänzt um „dem Sinn nach Britin“.

Der Band, der durch mehrere Dokumente und Fotos ergänzt ist, beschäftigt sich mit dem, was Warburgs Netzwerk genannt wird, dem sich in den letzten Jahren grō-

ßeres Interesse zugewandt hat. Er stellt auch die Aufgabe, Bings Arbeit, die wesentlich eine wissenschaftsorganisierende war, weiter zu erforschen, und hier ist ein wichtiger Schritt dazu getan.

Der Band stand auf der Longlist des Buchpreises HamburgLesen 2024.

Martin Treml, Berlin

Meike G. Werner und Rainer Hering, Katakombenzeit. Wilhelm Flitner in Hamburg 1929–1969. Göttingen (Wallstein) 2025. 486 S., zahlr. Abb., 1 Stammatafel (Wissenschaftler in Hamburg, Bd. 10), 39 EUR.

Der Pädagoge und Erziehungswissenschaftler Wilhelm Flitner (1889–1990) gilt neben Theodor Litt und Eduard Spranger als einer der großen Erziehungswissenschaftler in Deutschland. Geboren im thüringischen Berka hatte er Studienjahre und erste Berufsjahre als Lehrer und Dozent in der Erwachsenenbildung in Jena verbracht, war 1926 nach Kiel berufen worden, von dort folgte er 1929 einem Ruf an die Universität Hamburg. Die Hamburger Hochschuljahre von 1929 bis 1957 waren Jahre intensivsten Wirkens sowohl als Professor für Erziehungswissenschaft und Philosophie an der erst gut zehn Jahre zuvor gegründeten Universität als auch weit darüber hinaus in vielen Fragen zu Bildung und Erziehung allgemein. Die hohe Wertschätzung, die er über Deutschland hinaus genoss, bezeugen renommierte Preise und allein fünf Festschriften nach seiner Emeritierung bis zu seinem 100(!) Geburtstag. Gelebt hat er mit Frau und vier Kindern vierzig Jahre im Hamburger Stadtteil Klein-Flottbek, wo die Familie den Krieg unbeschadet überstand.

Die im Jahre 1907 gegründete Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung gibt zwei Schriftenreihen heraus, in denen Mäzene der Wissenschaft und bedeutende Wissenschaftler, die hier forschten und lehrten, gewürdigt werden. In der Reihe „Wissenschaftler in Hamburg“ ist jetzt eine Darstellung der Hamburger Jahre Wilhelm Flitners erschienen, die von der amerikanischen Historikerin Meike G. Werner von der Vanderbilt University und dem Leiter des Landesarchivs Schleswig-Holstein, Rainer Hering, gemeinsam geschrieben wurde. Ihre biografische Darstellung ist ergänzt um kommentierte Auszüge aus den Tagebüchern Flitners zwischen 1911 und 1949, bis auf einen kurzen Blick auf die Jahre zuvor auch aus der Zeit in Hamburg.

Von Jena, wo sich Flitner in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg bereits einen Namen gemacht hatte, war er 1926 vom preußischen Kultusminister Carl Heinrich Becker nach Kiel berufen worden. Becker hatte als unermüdlicher Reformer in den 1920er-Jahren mehrere Pädagogische Akademien ins Leben gerufen, u. a. in Kiel und Bonn (hier war das Gebäude nach 1949 für fünfzig Jahre Sitz des Deutschen Bundestages), wohin er vor allem jüngere, für Reformen aufgeschlossene Pädagogen berief. Flitner war von einem ähnlichen Reformeifer beseelt; er wollte zum einen die Pädagogik als vollwertige Wissenschaft in den Kanon der Universität integrieren, dann aber überhaupt jede Erziehung zu einer Bildung des Menschen in einem humanistischen Sinn verstanden wissen.

Flitner errang in seinem neuen Wirkungskreis rasch allgemeine Anerkennung, was sich auch darin zeigte, dass er im Sommer 1930 den ehrenvollen Auftrag erhielt, die Hamburger Rede zum Verfassungstag am 11. August zu halten. Als Thema hatte er „Erziehung und Schule im neuen Volksstaat“ gewählt, worin er die Weimarer Verfassung als „lebendiges Zeugnis des christlich-humanen Glaubens an den höheren